Morgen-Ausgabe.

Das „Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Es ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten des Reiches zu beziehen. — Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis beträgt mit dem illustr. Blatt „Mit“, der „Deutschen Lesehalle“ u. den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährl. 4 M. 25 Pf. incl. Botenlohn, monatl. 1 M. 75 Pf. (bei separ. Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pro Quartal. — Inserate, à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.), werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 50, Prinzenstr. 41 angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 567. **Berlin, Sonnabend, den 3. Dezember 1881.** **X. Jahrgang.**

„Das Ohr des Monarchen.“

Der Abgeordnete Hänel hat in der Dienstagssitzung des Reichstages gegen den Fürsten Bismarck den Vorwurf erhoben, daß er das Ohr des Monarchen den liberalen Parteien und ihren Bestrebungen zu verschließen trachte. Der Reichskanzler hat diesen Vorwurf in längerer und detaillirter Ausführung von sich abzuwälzen versucht — ein Beweis, daß ihm die Schwere dieses Vorwurfes und dessen nothwendige Wirkung an maßgebender Stelle nicht entgangen ist.

Ein wirklich mangelhaft, ungenügend oder einseitig informirter Monarch vermöchte schwerlich die Regierung dem Wohle seines Volkes entsprechend zu führen. Die starke königliche Macht, welche über den streitenden Interessen der Parteien als ausgleichende Gerechtigkeit walten soll, würde auf solche Weise als Machtmittel für einzelne verwaltende Personen und Parteien organisirt werden. Je größer das Maß der persönlichen Einwirkung ist, welche die Verfassung eines Landes dem Träger der Krone auf die Regierungsgeschäfte einräumt, um so stärker muß aber auch das Bedürfniß nach einer umfassenden und vorurtheilsfreien Information des Monarchen über die Verhältnisse und verschiedenen Wünsche der Bevölkerung werden.

Wir haben noch in den letzten Tagen Gelegenheit genommen, an dieser Stelle für ein starkes königliches Regiment unter aufrichtigen konstitutionellen Formen uns auszusprechen. Deshalb ist es eine nothwendige Folge dieses unseres Standpunktes, daß wir heute den Vorwurf des liberalen Führers in Betreff der ungenügenden Information des Monarchen über den eigentlichen Kern und die berechtigten Ziele des Liberalismus, — falls diese Mangelhaftigkeit konstatirt zu werden vermöchte, — als begründet anerkennen müßten. Für die Abstellung eines für Königthum und Volkswohl gleich bedenklichen Uebelstandes lebhaft einzutreten und die Mittel und Wege in Betracht zu ziehen, durch welche solchem Mangel zu steuern wäre, däucht uns Pflicht jedes freisinnigen Mannes.

Der Reichskanzler hat in seiner Vertheidigung gegen den Vorwurf Hänels namentlich Gewicht darauf gelegt, daß er dem Monarchen weder die Kenntnißnahme der Parlamentsverhandlungen, noch die Lektüre der oppositionellen Presse verwehren könne. Auf beiden Wegen habe aber der Monarch genügende Gelegenheit, sich unmittelbar und ohne Vermittelung der Minister über die Absichten der Opposition zu unterrichten und sich über dieselben ein Urtheil zu bilden. Es ist wahr, das hohe Pflichtgefühl des Kaisers veranlaßt Höchstdenselben, einen möglichst ausführlichen Bericht über die jedesmalige Reichstagssitzung noch an demselben Abend aufmerksam von Anfang bis zu Ende durchzulesen, einen Bericht in der Fassung, wie er gleichlautend vielen größeren Zeitungen Deutschlands und auch uns zugeht. Der Monarch erfährt so allerdings auch die Ansichten der parlamentarischen Opposition. Aber der so geschaffene Nutzen der Information kann wieder aufgehoben werden, wenn diejenigen, welche persönlich das Ohr des Monarchen besitzen, von der Ueberzeugung ausgehen, daß die parlamentarischen Reden der Opposition die wahren Ziele, denen dieselbe bewußt oder unbewußt zustrebt, nicht zum Ausdruck bringen, und wenn die berufenen Rathgeber der Krone diese ihre Ueberzeugung mit dem Gewicht ihrer Autorität und der Macht ihrer Beredtsamkeit beim Monarchen geltend machen. Fürst Bismarck hat aber in der besprochenen Reichstagssitzung selbst offen erklärt, daß nach seiner innersten Ueberzeugung die liberale Politik immer mehr nach links bis zur Republik treibe. Da dieser Ansicht des Reichskanzlers bei der Information der Krone ein genügendes Gegengewicht durch die bloße Lektüre der liberalen Reden und Abstimmungen im Parlament nicht gegenübersteht, so erscheint die Information des Monarchen über den Liberalismus, im Sinne der gleichen Vertheilung von Sonne und Wind, als eine ungenügende, und auf diese Art bliebe allerdings das Ohr des Monarchen thatsächlich den Liberalen verschlossen.

Diesem Mangel könnte vielleicht eine genügende Lektüre der liberalen Presse abhelfen, weil hier der Einwand, daß man die wahren Ziele der freisinnigen Bewegung verhülle, eigentlich nicht Platz zu greifen vermag. Die Zeit eines pflichttreuen Regenten ist aber eine so knapp bemessene, so mit wichtigen Geschäften aller Art überladene, daß eine zeitraubende Lektüre vieler Zeitungen ihm nicht möglich ist. Soll derselbe neben den regierungsfreundlichen auch von den oppositionellen Preßstimmen Kenntniß nehmen, so kann dies nicht anders geschehen, als indem für ihn, wie für die Minister, Auszüge aus der Presse zusammengestellt werden. Diese Zusammenstellung kann durch Störung des Zusammenhanges, durch Auslassungen im Interesse des jeweiligen Ministeriums eine sehr gewählte sein. Fürst Bismarck hat offen erklärt, daß er sich für berufen halte, das Ohr des Monarchen gegen antimonarchische Kundgebungen zu schützen. Gleichzeitig hat er aber die ganze liberale Richtung als eine antimonarchische, der Republik mit geschichtlicher Nothwendigkeit zusteuernde bezeichnet. Demgemäß müßte er den Monarchen möglichst von der Lektüre liberaler Organe zurückzuhalten suchen. Die in den ministeriellen Büreaus für den Monarchen gefertigten Auszüge aus der liberalen Presse können also unter diesen Voraussetzungen ein wahrheitsgetreues Bild derselben kaum geben. Auch in diesem Punkte wäre dann die Information des Monarchen nicht hinreichend.

Wir versagen uns, den Gedankengang, der sich hier eröffnet, weiter zu verfolgen. Es ist auch hier die aus der konstitutionellen Grundanschauung herstammende Scheu, welche das schlichte bürgerliche Gefühl beherrscht und abhält, selbst nur Wünsche in einer Richtung laut werden zu lassen, welche im weiteren Verfolg den geweihten Kreis, in dessen Mittelpunkt die Allerhöchste Person des Kaisers steht, auch nur streifen könnte. Aber gerade wegen der freiwilligen Zurückhaltung, die jeder patriotisch denkende Mann sich in dieser Tagesfrage auferlegt, kann es um so weniger verschwiegen werden, wie tief bedauerlich es ist, daß jetzt in Folge der Deutung, die man dem bei Eröffnung des Reichstages verlesenen Regierungsprogramm gegeben, die Person des Monarchen in geradezu unvermeidlicher Weise mit zum Gegenstande der öffentlichen parlamentarischen Diskussion werden muß. Gerade hiergegen sollte der erste Beamte des Reiches das geheiligte Oberhaupt der Nation sicherstellen, und er kann es, wenn er die Politik, die er nun einmal für die einzig richtige hält, voll und ganz und ausschließlich mit seiner eigenen Person vertritt und es dem Monarchen erspart, gewissermaßen als Schildhalter seines Ministers zu erscheinen. In einer derartigen Selbstaufopferung würden wir unsererseits eine weit wichtigere Obliegenheit eines Staatsmannes erblicken, als in dem Bemühen, dem Staatsoberhaupte nach allgemeiner Auffassung imaginäre Gefahren zu zeigen und ihm die Möglichkeit zu verschließen, sich durch eigenen Augenschein von der Grundlosigkeit der angeblichen Befürchtungen zu überzeugen.

Politische Tagesübersicht.

Berlin, 3. Dezember.

* Der Reichstag hat am gestrigen Freitag den Etat des Reichsamtes des Innern erledigt. Zunächst fand eine eingehende Diskussion über die Ursachen der überhandnehmenden Auswanderung statt, welche der Centrumsredner im Kulturkampf, der Sozialist (Frohme) in den Folgen des Sozialistengesetzes, Abgeordneter Meier (Bremen) hauptsächlich in den blühenden Zuständen Amerikas, die übrigen Redner in den hohen Zöllen, der Unsicherheit der verschiedensten Industriezweige 2c. erblicken, endlich erachtet der konservative Abgeordnete Leuschner (Mansfeld) als das einzige Mittel, die auswanderungslustigen Kräfte dem Vaterlande zu erhalten, die Kolonisation. In kernigen Worten präzisirte Abgeordneter Dr. Kapp seine Ansicht dahin, daß er, an eine Aeußerung des verstorbenen Ministers Eulenburg erinnernd, meinte, man werde einzig und allein die Auswanderung dadurch verhindern, daß man unsere deutsche Heimath so wohnlich als möglich einrichte und überhaupt für Freiheit der Bewegung sorge. Das vom Minister Bötticher schon für die nächste Session angekündigte Auswanderungsgesetz bittet Abgeordneter Kapp nicht in dem Sinne eines „Polizei-, sondern dem eines großen Kulturstaates entsprechend zu gestalten. Beim Kapitel „Statistisches Amt“ glaubte man von verschiedenen Seiten, bei aller Anerkennung der Verdienste dieses Instituts, auf Lücken in Bezug

---

Ein neuer Ahasver.*)

Roman

(24. Fortsetzung.)

von

Fritz Mauthner.

VIII.

Von der Tagesarbeit ermüdet, kehrte Heinrich wenige Tage nach der Abreise der Familie Auenheim in seine Wohnung zurück; da fand er unter Anderem einen Brief mit dem Poststempel Eggerwitz vor. Die Aufschrift war mit großen feinen Zügen geschrieben. Er kannte die Hand nicht, aber der Brief mußte von Clemence sein! Heinrich wog das leichte Schreiben lange sinnend in der Hand, bevor er den Umschlag behutsam aufschnitt. Was konnte geschehen sein, das sie zwang, an ihn zu schreiben? Heinrich durchlebte in wenigen Augenblicken eine Welt von Abenteuern und nahm sich vor, alle siegreich zu bestehen, wenn seine Dame es verlangte. Und nun erst las er.

Der Brief war nicht von dem geliebten Mädchen geschrieben, sondern von Eychen. Heinrich mußte lächeln, wenn er die kleine Gefälligkeit, um die sie ihn ersuchte, mit seinen heroischen Gedanken verglich. Sie schrieb:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Wäre es uns vor unserer plötzlichen Abreise möglich gewesen, Sie zu sprechen, so hätten wir eine recht große Bitte an Sie zu richten gehabt. Eigentlich ist es aber nicht meine Angelegenheit, sondern Clemence ihre. Clemence bittet Sie nämlich recht herzlich, doch einmal in die zweite Straße von der Klosterstraße rechts gehen zu wollen. Dort wohnt der Schneidermeister Oswald Fränkel und seine Familie; die Frau hat einmal bei uns gedient und war stets ein Liebling unserer lieben Mutter. Die braven Leute wurden von der Mutter oft mit Rath und That unterstützt und werden nun nicht wissen, warum Niemand mehr kommt. Sie möchten nun mal hingehen und nach dem Rechten sehen. Clemence dankt Ihnen recht schön und läßt sagen, daß die Leute sehr eigen sind und keine Almosen annehmen, daß man nur sehr vorsichtig etwas thun könne.

Von uns ist nicht viel zu erzählen. Ich mache mir recht viel Sorge um Clemence; aber Papa ist wieder, Gottlob, recht munter. Ich selbst weine meine Taschentücher im Stillen voll.

In Hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Ihre ergebenste Eva von Auenheim.

P. S. Ich weiß nicht, weshalb Ihnen Clemence diesen Brief nicht selbst geschrieben hat. Ein bischen Zerstreuung thut ihr so gut. Grüßen Sie Ihren Freund.“

Am nächsten Tage gegen ein Uhr war Heinrich in der Klosterstraße und forschte in der ganzen Gegend vergebens nach dem Schneidermeister Oswald Fränkel. Im Adreßkalender war der Name überhaupt nicht zu finden gewesen, und hier kannte ihn Niemand; die Angabe, er wohne in der zweiten Seitengasse rechts, war auch gar zu ungenau.

Einstweilen freute sich Heinrich über den Auftrag. Er lebte nun schon so viele Jahre in Berlin und hatte diesen Winkel noch nicht kennen gelernt, der, wie mancherlei Anzeichen verriethen, bald neuen uniformen Häusern Platz machen sollte. Er glaubte sich wie durch Zauberei in seine Vaterstadt zurückversetzt, in das alte Prag mit seinen winkeligen Gäßchen und seinem architektonischen Ghetto. Die schwarzen Mauern, die sich enger und enger gegen einander neigten, die vielen verkümmerten blaßgelben Gesichter, aus deren schwarzen Augen das Elend herausblickte, Alles hätte die Erinnerung an die Prager Judenstadt wachgerufen, auch wenn nicht an zahlreichen Speisehäusern und Schlächterläden dieser Gegend die drei räthselhaften hebräischen Buchstaben geprangt hätten.

Und noch andere hebräische Inschriften verriethen, daß hier eine altgläubige jüdische Bevölkerung im engen Anschluß an einander hauste und von den kosmopolitischen Gewohnheiten anderer Stadttheile nichts wissen wollte.

Heinrich stand vor einem Eckhause, auf welchem in großen Buchstaben zum Besuche der billigsten und nahrhaftesten Küche Berlins eingeladen wurde. Es gab da nach den Versprechungen der Plakate feine Weine und ächte Biere, an bestimmten Wochentagen bestimmte Lieblingsspeisen, Hühnerfricassée oder Erbsen mit Sauerkohl, auch fehlte ein französisches Billard nicht. Aber über jeder Tafel standen die drei hebräischen Buchstaben und erklärten kurz und bündig, daß alle Genisse dieses Hauses streng nach den Regeln bereitet waren, welche Moses den Juden vor einigen tausend Jahren auferlegt haben sollte.

Heinrichs Gesicht verfinsterte sich. Wieder stand die Gestalt des ewigen Juden vor ihm, wieder starrten ihn die großen müden räthselvollen Augen an. Spielte ein Kobold mit seinem Leben, daß es ihn immer wieder mitten in diese enge Welt trieb?

Da wurden im Hause vor ihm scheltende Stimmen laut, Thüren wurden aufgerissen, und plötzlich stürzte dicht neben ihm ein kleiner Mann die steile Treppe herunter auf die Straße hinaus und fiel nach rückwärts hin, daß der Kopf hart auf das Pflaster aufschlug.

Heinrich trat eilig hinzu, und da in der menschenleeren Straße keine andere Hilfe zur Hand war, bemühte er sich allein, den Verwundeten aufzuheben. Der Mann war unsauber, aber nicht eben bettelhaft gekleidet. Im Gesichte war nichts von Trunkenheit oder Trunksucht zu bemerken. Als Heinrich ihn kräftig unter den Achseln angefaßt hatte, schlug er die Augen auf, rieb sich mit der Hand die schmerzende Stelle am Hinterkopf und richtete sich rasch, wenn auch ein wenig schwankend, empor. Der Arzt erinnerte sich, dem Manne schon einmal begegnet zu sein.

Er bat ihn noch ferner seinen Beistand an und fragte nach dem Anlaß einer so barbarischen Behandlung. Der Fremde lachte häßlich auf, und indem er sich doch wieder auf Heinrichs Arm aufstützte, sagte er:

„Das hab' ich nu wieder von meiner Frömmigkeit! Ich bin nämlich Samuel Schöpps, wenn Sie sich noch erinnern, und ein frommer Jud nach dem alten Glauben. Kann ich was dafür, wenn sogar in den koscheren Wirthshäusern die Speisegesetze nicht mehr beachtet werden? Bin ich gesessen da drin und hab' gegessen 'nen Schmorbraten. Kann ich was dafür, daß ist gelegen mitten in der Schüssel ein Stück Speck? Ein Stück Schweinespeck, mit Respekt zu melden. Hab' ich gerufen laut und die Hände zusammengeschlagen und hab' auf der Gabel aufgespießt das Stück Schweinespeck. Sind gekommen die Wirthin und der Kellner, der's mit ihr hält, und haben mich rausgeschmissen. Nu, es hät' schlimmer werden können.“

Die Wunde mußte jedoch noch tüchtig schmerzen, denn Samuel Schöpps verzog sein Gesicht nicht mehr zum Lachen, sondern schloß die Augen, wie in einer Ohnmacht. Auf die Frage Heinrichs, wo er wohne, sprach er schwach: „Wo werd' ich wohnen, bester Herr? Kann ich wohnen unter Menschen? Kann ein Schnorrer leben in Berlin, wie ein Mensch? Bei wem werd' ich wohnen? Beim verrückten Flickschneider, beim Herrn Oswald Fränkel, dem Religionsstifter. Gotteslohn, wenn Sie mich hinbringen. Sind Sie doch ein Arzt und werden einen armen Verwundeten nicht lassen entgelten Ihren alten Zorn!“

---

*) Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den bis 1. Dezember abgedruckten Theil des Romans gegen Einsendung der Abonnementsquittung gratis und franco nachgeliefert.